Violet.

Erzählung aus Arkansas von

Friedrich Zimmermann.

1.

Es war im Anfang Mai des Jahres 1872. Ueber der wilden Waldeswüste, durch welche der Mississippi, der Vater der Gewässer, in seinem unteren Laufe seine gelbbraunen Fluthen wälzt, spannte sich ein trüber blaugrauer Himmel Die düsteren Urwälder, welche zu beiden Seiten die Stromufer einfassen und deren dunkle Linien auf Hunderte von Meilen durch keinen Hügel, keine Lichtung unterbrochen werden, boten mit ihren melancholisch über den Fluß geneigten Baumkronen, ihren mächtigen, von Bartmoos überwucherten Aesten, dem dichten Unterholz, den sich tausendfältig kreuzenden und verschlingenden Lianen, die es zu einer fast undurchdringlichen Mauer verbinden und den in den Wipfeln rastenden Nebelwolken ein Bild trostloser Oede, starrer Ruhe, wilder Verlassenheit. Keine Ansiedlung, kein Leben, soweit das Auge reichte. Der Schlag der Axt, der Gesang fröhlicher Arbeiter schienen unbekannte Töne in dieser Einöde zu sein. Keine Farmerwohnung, aus deren Schlote blaue sich kräuselnde Rauchwolken gen Himmel wirbelten, kein bebautes Feld, auf dem der Pflug seine Furchen zog, verriethen die Anwesenheit menschlicher Wesen. Die gewaltige Stille, die über der Wildniß lag, wurde nur unterbrochen durch das Klopfen der fleißigen Spechte, durch das Pfeifen des Spottvogels und das dumpfe Brausen der Strömung, in deren Mitte entwurzelte Bäume zu Tausenden trieben, welche, von ihrer nordischen Heimath losgerissen, unaufhaltsam dem fernen Meere zugeführt wurden. Auf den von Vegetation gänzlich entblößten Sandbänken, die allenthalben über die Oberfläche des Stromes hervorragen und durch ihre fortwährenden Veränderungen das Fahrwasser zu einem so gefährlichen machen, lagen hößliche Krokodile, starr wie abgestorbene Baumstämme, wartend, bis ihnen der Zufall irgend eine Beute zuführen würde, und hoch in den Lüften zogen die großen Truthahn-Bussarde ihre ruhigen Kreise, mit ihren scharfen Augen die weite Wüste durchspähend nach einem verwundeten Büffel, dem das mörderische Blei des Jägers noch Zeit gelassen, sich in's Dickicht zu schleppen, um dort zu verenden — oder nach einem Hirsch, der von blutgierigen Wölfen niedergerissen, mit letzter Kraft gegen die Feinde kämpfte. Immer engere und engere Kreise ziehend, näherten sie sich den Baumwipfeln, um den Kampf mit ihren gefräßigen Brüdern um die Leichname der Getödteten auszufechten.

Plötzlich störte ein dumpfer Ton die Ruhe, die über der öden Landschaft lag. Das Klopfen der Spechte, das Locken des Spottvogels verstummte momentan, die Krokodille drehten schwerfällig die gepanzerten Leiber, um sich bei herannahender Gefahr in ihr nasses Element zu wälzen, höher schossen die Raubvögel wieder in den Luftraum hinauf, und ein Dampfer eines jener schwimmenden Häuser, wie sie zu Hunderten den Verkehr zwischen New Orleans und St. Louis unterhalten, arbeitete sich schnaubend und pustend, mit seinen gewaltigen Schaufelrädern die trüben Wellen zu Schaum schlagend, den Strom herauf.

Einer schwimmenden Burg vergleichbar keuchte das Boot heran. Kolossale Baumwollenballen von den Feldern Louisiana's füllten das Deck bis zur ersten Etage und schienen, indem sie den Bootrand durch ihr Gewicht bis zum Wasserspiegel sinken machten, selbst auf dem Wasser zu schwimmen. Die Gallerie der oberen Etage, welche rings um das Schiff hinlief und nur für die wohlhabendere Klasse von Reisenden, die Kajütenpassagiere bestimmt ist, war dicht mit Personen beider Geschlechter, jedem Lebensalter, jeder Berufsklasse angehörend, gefüllt, die, theils auf Schaukelstühlen hingestreckt, durch Lesen die monotone Langweile der Fahrt zu verkürzen suchten, theils lässig über das Geländer gelehnt, mit gleichgiltigen Blicken in das ewige Einerlei der wilden Landschaft starrten oder auch, in Gruppen zusammenstehend, über Politik, Tagesneuigkeiten, Witterung und Ernteverhältnisse ein lebhaftes Gespräch unterhielten.

Noch ein Stockwerk höher befand sich die Küche, an deren vorderem Ende das kleine Häuschen des Steuermanns angebracht war, der, von diesem erhöhten Posten das Strombett weithin überschauend, mit kundiger Hand das Fahrzeug lenkte. Zwei riesige Schornsteine, wie schwarze Säulen die weiße Masse des Bootes haushoch überragend, entsandten aus ihren dunklen Mündungen dichte Rauchwolken, die, von der ruhigen Luft getragen, gleich einem Trauerschleier weit hinter dem Schiffe sichtbar blieben. Das große Schild an der vorderen Seite der Gallerie, die Flagge an der Spitze des Fahrzeuges trugen in langen Lettern den Namen „Robert Mitchell aus New Orleans".

Durch die Kraft der gewaltigen Maschine getrieben, überwand der „Robert Mitchell" fast spielend die starke Strömung des Flusses, schwenkte leicht um die drohenden Sandbänke und lief dann nach der rechten Seite hinüber, wo die zahlreicher treibenden Baumstämme den Hauptstrom und somit tieferes Fahrwasser anzeigten.

Der glänzende Salon der oberen Etage mit seinem teppichbelegten Fußboden, seinen bilder- und spiegelbedeckten Wänden, mit seinen eleganten Möbeln, seinem prächtigen Kronleuchter, mit allen jenen Bequemlichkeiten, jenem Luxus ausgestattet, durch welchen amerikanische Verkehrsanstalten den Vorrang über jene aller anderen Nationen errungen haben, die luftige, gegen Sonnenstrahlen durch ein Schirmdach geschützte Gallerie: dies sind die Räume, in denen der vermögende Reisende die achttägige Fahrt mit jener Ruhe und Behaglichkeit zurückzulegen im Stande ist, die ihm die Entfernung vom Hause fast gar nicht fühlbar machen, die Strapazen der Reise auf ein Minimum reduziren. Ein Stück echten, unruhigen Reiselebens, ein wechselvolles Bild bieten daher auch die Salons nicht. Man befindet sich ganz wie im Gastzimmer eines großen Hotels und man langweilt sich auch genau so wie in einem solchen.

Welchen Gegensatz bildet dagegen das Deck. Ein wirres Durcheinander, ein wildes Leben und Treiben, Rufen und Drängen gestattet keinen Augenblick Ruhe. Die Mississippi-Dampfer mit ihrem geringen Tiefgang besitzen keine Räume unter Deck. Die Dampfkessel, die Maschine, der ganze treibende Apparat, die ganze Fracht befinden sich über dem Wasserspiegel, die Maschine ungefähr in der Mitte des Schiffes. Die Ofenthüren glühen und strömen eine versengende Hitze aus, die Hebel und Kolben zischen und stampfen, Neger, nur mit dem Allernothwendigsten bekleidet, rühren, in der mit dem büffelledernen Handschuh bewehrten Hand die eiserne Schürstange schwingend, in den glühenden Schlünden umher, um die Gluth zur höchsten Höhe anzufachen. Rechts und links aufgeschüttete Kohlenhaufen versperren selbst den schmalen Durchgang noch, den die aufgestapelten Frachtgüter frei gelassen haben. Deckarbeiter, allen Menschenrassen, allen Nationen angehörend, verrichten emsig ihr Werk, rollen Kisten und Fässer singend und schreiend hin und her mit der vollkommensten Nichtachtung der Gliedmaßen aller im Wege Stehenden. Wer nicht ausweicht, wird mit einem rohen Wort zur Seite gestoßen. Wer ist es denn auch, der sich hier aufhält? Schlechtes Volk, das keinen Cent in der Tasche hat, das fast für „gar nichts" fährt, auf das man also auch keine Rücksicht zu nehmen braucht. Eine erstickende Hitze füllt diesen entsetzlichen Raum, von dem die auf allen Seiten wie eine Mauer aufgestapelten Gütermassen jeden Luftzug abhalten.

Beklagenswerth sind Diejenigen, welche der Mangel an allen Mitteln zwingt, in dieser Hölle von Feuer, Tosen und Qualm acht Tage zu leben, ohne jede Bequemlichkeit, ohne einen Stuhl, selbst ohne eine Schlafstätte. Im Hintertheil des Schiffes befindet sich gewöhnlich ein kleiner eiserner Ofen, auf welchem es ihnen gestattet ist, sich ihre Mahlzeit zu kochen, vorausgesetzt, daß sie Mundvorräthe mitgenommen haben. Das Zwischendeck eines Auswandererschiffes ist ein Eden gegen diesen Aufenthalt.

Den Tag über ist es noch zu ertragen, aber wenn der Abend hereinbricht, offenbart sich das Elend in seiner ganzen Größe. Jeder, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, sucht sich da ein Plätzchen, wo er sich ausstrecken kann, ohne gestoßen oder getreten zu werden, ein Plätzchen, wo er dem Schlaf ein paar Stunden Ruhe und Vergessenheit abringen kann. Und sie schlafen, die Armen, trotz des stampfenden Getöses der Maschine, trotz Hitze und Qualm, sitzend auf Kornsäcken, hingestreckt auf Baumwollenballen, und die düstere Gluth der Oefen wirft einen verklärenden Glanz auf die von Noth und Elend gebleichten Gesichter der arbeitsamen Armen oder auf die trotzigen und rohen Physiognomien der Rowdies und Verbrecher.

Ganz an der Spitze des Bootes, nicht weit von der Flaggenstange, wo der kühle Luftzug den Aufenthalt zu einem halbwegs erträglichen macht, saß an dem Tage, von welchem wir sprechen, ein junger Mann auf einem kleinen Fasse, den Rücken nachlässig an einen Baumwollenballen gelehnt. Die zierliche, kaum mittelgroße, aber biegsame und elegante Gestalt des etwa fünfundzwanzigjährigen Jünglings war mit einem gewöhnlichen, fast ärmlichen Anzug bekleidet, dessen Anordnung indessen eine gewisse Sorgfalt verrieth. Derbe amerikanische Schnürschuhe, ein paar weite braungraue Beinkleider, ein rot und weiß gestreiftes Baumwollenhemd, dessen übergeschlagener Kragen durch ein schwarzes Halstuch zusammengehalten wurde, bildeten den ganzen Anzug des Mannes. Eine dunkle Jacke, ein kleines Reisebündel und ein breitkrämpiger Strohhut, der ebenso wie die übrigen Gegenstände von langem und anhaltendem Gebrauche zeugte, lagen neben ihm am Boden. Trotz aller dieser Anzeichen, die auf einen gewöhnlichen Arbeiter hindeuteten, verriethen die Gesichtszüge und die Haltung des jungen Mannes den Sohn besserer Stände. Die Gesichtszüge waren regelmäßig und einnehmend, von jenem interessanten Schnitt, der das Auge des Beschauers unwillkürlich fesselt. Blondes Haar umrahmte in natürlichen Locken die weiße Stirn und das tiefgebräunte Antlitz, zwei tiefe schmerzliche Falten zogen sich von der feinen Nase um den kleinen, festgeschlossenen Mund. Die großen blaugrauen Augen blickten unverwandt in träumerischem Brüten auf die rauschenden Wellen und die düsteren Contouren des Urwaldes. Die kleinen, braunen und schwieligen Hände, denen man es ansah, daß sie schwere, vielleicht ungewohnte Arbeit hatten verrichten müssen, waren auf dem Schooße krampfhaft gefaltet.

Das Leben an Bord ging seinen lärmenden Gang, Mittag war schon vorüber und noch immer saß der jugendliche Passagier auf derselben Stelle. Selbst die schweren Regentropfen, die langsam zu fallen begannen, vermochten nicht, ihn aus seinem Brüten aufzuschrecken, als plötzlich eine Hand sich auf seine Schulter legte und ihn seinem Sinnen entriß. Ein Mann in schwarzem Anzug, eine Mütze mit breitem Goldreif, die ihn als Cassirer des Dampfers legitimirte, auf dem Kopfe, stand vor ihm.

„Billet, Sir!" sagte der Mann, indem er ihn durchdringend musterte.

Der Angeredte sprang auf und stand einen Augenblick wie aus schwerem Traum erwachend, unschlüssig, was er erwidern sollte.

„Ich habe keins!" sagte er dann und schüttelte trüb mit dem Kopfe.

„Wohin wollt Ihr?" fuhr der Andere fort, indem er eine Brieftasche hervorzog, aus welcher er ein zur Hälfte bedrucktes Stückchen Papier in Form einer Visitenkarte entnahm und sich anschickte, mit einem Bleistift einige Notizen darauf zu machen.

„Ich wollte nach St. Louis, Arbeit suchen."

„Well! Ihr seid schon seit New Orleans an Bord?"

Der Jüngling nickte.

„All right! St. Louis — Deckpassage — macht fünf Dollars!" fuhr der Andere fort, den Endpunkt der Fahrt, sowie den Preis auf der Karte notirend. „Hier ist Euer Billet, Mann!"

Der Passagier zögerte einen Augenblick, während tiefes Roth seine Wangen übergoß, dann sagte er leise:

„Ich habe kein Geld! Ich will arbeiten, was Sie mir immer auftragen werden, um meine Passage abzuverdienen."

„Arbeiten? Hem" — murmelte der Kassirer, indem er die zierliche Gestalt des Sprechenden vom Kopf bis zu den Füßen musterte. „Arbeiten! schlechtes Geschäft, Sir! das will Jeder, da möchten wir bald umsonst fahren. Nichts da, Mann! Dreht Eure Taschen einmal um, vielleicht fallen noch drei Dollars heraus. Ihr seid ein armer Teufel, seh' ich! sollt für drei Dollars fahren!"

„Ich habe nicht einen Cent!" wiederholte der Jüngling, „lassen Sie mich arbeiten, ich bin stark und werde Alles thun, was Sie verlangen. Glauben Sie mir, nur die Noth, die vollständige Unmöglichkeit, in New Orleans noch Arbeit zu bekommen, hat mich fortgetrieben, um zu versuchen, ob ich nicht in St. Louis mein Brod verdienen kann."

„Geht nicht, Sir!" murrte der Beamte, „wenn Ihr kein Geld habt, müßt Ihr aussteigen. Der Kapitän hat streng verboten, noch irgend Jemand als Arbeiter mitzunehmen. Zu viel von der Sorte, Sir! Also hier ist Euer Billet, zahlt oder ich lasse Euch an's Land setzen!"

Bei dieser Drohung, deren Ernst er in vollem Maße zu würdigen verstand, verfärbte sich das Antlitz des blinden Passagiers.

„Um Gottes willen," rief er, „Sie werden mich doch nicht in dieser Wildniß hilflos an's Land setzen? Seien Sie barmherzig, lassen Sie mich arbeiten, es soll Ihr Schade nicht sein, nehmen Sie auch noch meine Sachen, Alles, was ich habe, nur setzen Sie mich nicht aus!"

„Unsinn!" erwiederte der Kassirer, „kann Euren Kram nicht brauchen, ebnso wenig als Eure Arbeit!"

„Nehmen Sie, nehmen Sie! Oder wenn Ihnen die Sachen zu werthlos erscheinen, so flehe ich Sie nochmals an: lassen Sie mich arbeiten! Ich will in St. Louis Tag und Nacht mich abmühen, um Ihnen das Fahrgeld bezahlen zu können. Ich bin kein Betrüger, ich bin ein ehrlicher Mann, die Noth, die entsetzliche Noth hat mich getrieben, das Boot zu betreten, ohne die Mittel zu besitzen, meine Passage zahlen zu können. Lassen Sie sich erweichen, Herr! ich werde es Ihnen mein Leben lang danken!" Die Stimme des Sprechenden zitterte und er hatte Mühe, die heraufsteigenden Thränen niederzukämpfen.

„Kann nicht helfen," brummte der Beamte, „schlechte Zeiten, weiß ich! Sollten wir Jeden mitnehmen, der bittet, gingen wir ebenfalls zu Grunde. Spart Eure Worte, Sir! Habt Ihr Geld, so geht schnell, ich habe nicht Zeit, mich lange mit Euch aufzuhalten!"

Der junge Mann biß die Zähne zusammen und schüttelte mit wildem Blick den Kopf.

„Well! Die Maschine hemmen — links an's Ufer halten, Pomkins — Jemand will aussteigen!" schrie der Kassirer.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Jugend.

Wenn der Arzt kommt.

Wie man sich zu verhalten hat, wenn der Doktor kommt, ist Sache des angebornen Taktgefühles. Eigentlich wäre kein Wort darüber zu verlieren. Man gebe sich einfach, aufrichtig und natürlich, was überhaupt immer der beste Weg durchs Leben ist.

Und doch kann der Kranke oder seine Umgebung dem Arzt sehr oft seine schwierige Aufgabe erleichtern — oder erschweren.

Manche Patienten — besonders tiefer angelegte Naturen — neigen dazu, ihr Leiden schwer zu nehmen. Oft fehlt damit die Hauptsache zum Gesundwerden: nämlich das Vertrauen zum Arzt und ihnen das freudige, zuversichtliche Grundstimmung, aus der heraus der Leidende ruft: „Ich will gesund werden; ich will es; und du mußt mir helfen; du kannst es."

Wenn die Kranken nur immer bedöchten, wieviel sie selbst dazu thun könnten, um ihre Krankheit schneller zu überwinden!

Dazu gehört in erster Linie der feste Wille; Energie gegen sich selbst!

Und Vertrauen zum Arzt!

Der Kranke wird ruhiger, wenn sein Ohr die nahenden Schritte des Helfers vernimmt; erleichtert atmet er auf, wenn er seine fieberheiße Hand in die vertrauenerweckende Rechte des Doktors legen kann; er lauscht auf die beruhigenden Worte, und stiller Friede zieht in seine Seele.

Es gibt aber auch Kranke, die nicht gesund sein wollen; junge Mädchen, die es interessant finden, die Leidende zu spielen. Kaum vernehmbar antworten sie mit schwacher Stimme auf die gestellten Fragen; manchmal auch gar nicht. Zieren und genieren, das ist allerdings dem Arzte gegenüber am allerwenigsten angebracht.

Denn der Arzt muß ein richtiges und vollständiges Krankheitsbild gewinnen; das ist aber ganz unmöglich, wenn man, wie mir ein junges Mädchen harmlos erzählte, grundsätzlich seine sämtlichen Fragen mit „Ja" beantwortet, nur um möglichst schnell das lästige Examen beendet zu haben.

Sei aufrichtig dem Arzt gegenüber!

Du thust dir selbst damit den größten Gefallen. Natürliche Dinge müssen so natürlich und selbstverständlich wie möglich behandelt werden.

Sei gehorsam!

Sind alle Vorschriften des Arztes gewissenhaft erfüllt?...

Wie war es mit dem nächtlichen Umschlag? . . .

Nach kurzer Zeit war er dir lästig, du hast ihn einfach beiseite gelegt und nicht erneuert wie verordnet war.

Der Arzt aber wundert sich am andern Tage, den Zustand nicht gebessert zu finden.

„Wiederholen Sie die Packung!" sagt er.

Nun aber heraus mit der Wahrheit und offen gesagt: Wir haben den Umschlag beiseite gelegt, da er uns lästig war.

Wie soll sonst der Arzt einen richtigen Ueberblick über den Verlauf des Gesundungsprozesses bekommen?

Ein sonst recht kluges, kränkliches, junges Mädchen, sagte uns einst, man müsse dem Arzte gegenüber etwas übertreiben, damit er auch dem Krankheitsfall seine volle Aufmerksamkeit zuwende.

Als ob das nötig wäre!

Natürlich verordnet der Arzt dann viel eingreifendere Mittel, als der Zustand bedingt.

Oder er durchschaut den Patienten und ist unangenehm davon berührt. Goethe sagt: „Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt."

Warum nicht lieber ganz offen, ohne alle Nebengedanken, dem Arzt eine möglichst getreue Schilderung seines Zustandes geben?

Durch liebenswürdige Offenheit erweckt man am ehesten sein freundliches Interesse.

Auch der Arzt ist ein Mensch.

Und es ist einfach menschlich, daß er dem liebnswürdigen Kranken mehr Interesse entgegenbringt, als unangenehmen launenhaften, verdrießlichen Patienten.

Da heißt es: „Herr Doktor, Sie haben wieder schlechtes Wetter mitgebracht!" Nun, wenn der Arzt auch für den Barometerstand verantwortlich gemacht wird, dann wird er auch einmal unliebenswürdig.

Wie selten denkt jemand daran, dem bezahlten Arzt noch besonders zu danken, es sei denn, daß er sich außergewöhnlich angestrengt hat.

Und dann wenn das Töchterchen gar Krankenwärterin sein muß!

Ich las einmal den Ausspruch: „Eine gute Tochter sei der Sonnenschein des Hauses!"

Mild und belebend wie ein Sonnenstrahl soll sie dann walten im Zimmer der kranken Mutter. Geräuschlos sich bewegend sorgt sie für kühlenden Trank, und rückt die Kissen zurecht, legt die kleine Hand auf die heiße Stirn, und hält Störung und Unruhe fern. Auch ohne viele Worte verrät sie, was die geliebte Mutter haben will; sie liest die Wünsche an den Augen ab.

Der Arzt kommt.

Ohne Hast und ohne Unruhe geht sie ihm entgegen. Ist Bericht zu erstatten, so thut sie dies im Nebenzimmer, um nicht die Kranke durch die Schilderung ihres Zustandes und etwa daran geknüpfte Hoffnungen und Befürchtungen aufzuregen.

Der Arzt fühlt den Puls und zählt die Schläge.

Da tritt das Mädchen mit einer geflüsterten Frage an ihre junge Herrin heran.

Flüstern im Krankenzimmer!

Nicht umsonst gilt es für unschicklich. Hier besonders ist es unstatthaft; die Kranke denkt natürlich: Es geht etwas vor; du sollst es nicht wissen.

Und meistens hört sie es doch.

Denn während oft die andern Sinne, Geschmack und Geruch besonders, durch die Krankheit beeinträchtigt werden, ist der Gehörssinn hochgradig erregt; daher die Empfindlichkeit der Leidenden gegen laute Schritte, knarrende Schuhe, quietschende Thüren, Teppichklopfen im Hofe u. s. w.

Aber nicht nur die Rücksicht auf den Kranken, auch die Rücksicht auf den Arzt verbietet das Flüstern; es stört ihn ebenfalls. Darum wird die taktvolle Tochter des Hauses dem störenden Mädchen einen Wink geben und nicht in den gleichen Fehler verfallen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit nimmt sie die Anordnungen des Arztes entgegen; gewissenhaft wird die Fieberkiste geführt, und jede Vorschrift peinlich genau befolgt.

Und welch schöner Lohn winkt ihr, wenn die genesende Mutter sie liebevoll anblickt, und die blassen Hände liegen segnend auf dem Scheitel des guten Kindes, das sie gesund pflegt.

Der Doktor aber nickt, und sagt auf das junge Mädchen deutend: „Mein bester Assistent!"

Ein musikalischer Papagei.

Humoreske.

Reinhold Werner, der bekannte Kontre-Admiral in der kaiserlich deutschen Marine, erzählt in seinen Erinnerungen und Bildern aus dem Seeleben folgende wolgeratene Aufschneiderei eines Schiffsfähnrichs: „Vor vier Jahren war ich mit der „Wespe", einer amerikanischen Kriegsbrigg, in Rio de Janeiro. Wir lagen mehrere Monate dort, machten allerlei Bekanntschaften, und unter anderen lernte ich auch eines Tages einen deutschen Herrn kennen, der etwa 5 Meilen von Rio sich angesiedelt hatte. Wir fanden Gefallen aneinander und wurden bald recht befreundet. Er lud mich dringend zu einem Besuche auf seiner Besitzung ein, und ich ritt mit ihm hinaus. Unser Weg führte durch ein prachtvolles Stück Urwald, ehe wir an sein Haus gelangten, das am Fuße eines ziemlich steilen Berges gelegen und von üppigen Kaffee- und Zuckerplantagen umgeben war. In dem Walde fielen mir große Scharen schöner Papageien auf. Sie zeichneten sich nicht nur durch ihr wundervolles Gefieder, sondern namentlich durch den melodischen Klang ihrer Stimme aus, während man doch sonst von diesen Vögeln nur widerliches Gekreisch vernimmt. „Sie werden ein schönes Exemplar in meinem Hause sehen," erzählte mein Freund. „Ich habe es vor einem Jahre aus dem Neste geholt und auferzogen. Merkwürdig ist seine musikalische Begabung und seine klangvolle Stimme. Er versucht alle in meinem Hause gehörten Lieder nachzusingen und bei einigen gelingt es ihm vortrefflich. Namentlich scheint ihm „Wer hat dich, du schöner Wald" zu gefallen, das von meinen Kindern öfters als Quartett gesungen wird. Er reproduziert es ohne den leisesten Fehler und vollkommen rein." Als wir vor dem Hause meines Freundes ankamen, hatte ich Gelegenheit, sofort die Bekanntschaft dieses merkwürdigen Vogels zu machen. Ich blieb einige Tage auf dem Landgut und fand die gerühmten Vorzüge bestätigt. Gar zu gerne hätte ich den Papagei gehabt, aber er war offenbar meinem Freunde ans Herz gewachsen, so daß ich gar nicht wagte, ihn darum anzugehen.

Zwei Jahre darauf kam ich wieder mit dem „Bughear" nach Rio und beschloß, sobald als thunlich die Besitzung meines Freundes aufzusuchen. Ich mietete ein Maultier und trat, von einem Führer begleitet, den Weg an. Eben vor Dunkelwerden gelangten wir auch glücklich an den Ort unserer Bestimmung, aber wer beschreibt meinen Schrecken, als wir aus dem Walde traten und uns statt des einladenden Hauses, das mich vor zwei Jahren so gastfrei aufgenommen, nur einen Trümmerhaufen entgegenstarrte. Ein Bergsturz hatte den größten Teil der Gebäude begraben; das Uebrige war niedergebrannt, alles öde und verlassen. Mit tiefer Trauer schickte ich mich zum Rückweg an. Es war jedoch so dunkel geworden, daß wir den Pfad durch den Urwald nicht zu erkennen vermochten, und so blieb uns nichts übrig, als die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Wir fesselten unsere Maultiere, schnürten dann die Hängematten, die wir für alle Fälle mitgenommen, zwischen den Bäumen auf und ruhten unter dem dichten Laubdach des Urwaldes ganz behaglich.

Am andern Morgen erweckte mich ein aus der Ferne ertönender Gesang. Im Halbschlafe konnte ich mich zuerst nicht recht orientiren; als ich ganz wach wurde, erkannte ich jedoch das Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald." Es ward vierstimmig gesungen, klang aber so voll, daß jede Stimme wenigstens zehnfach besetzt sein mußte. Vergebens sah ich mich nach den Sängern um; niemand war zu entdecken. Da auf einmal verstummte der Gesang. In den Kronen der mächtigen Bäume rauschte es mit tausendfachem Flügelschlag. Eine zahllose Schar Papageien erhob sich aus dem dunklen Laube, um sich ganz in unserer Nähe niederzulassen. Ein besonders schönes Exemplar setzte sich keine zehn Fuß von mir entfernt. Ich freute mich über das prachtvolle Tier — da öffnet es den Schnabel und intoniert. Mit wundervoller Präcision fallen die übrigen Papageien vierstimmig ein und der zweite Vers des Liedes erklingt mit einer Schönheit und Fülle des Tones, wie ich es nie gehört. Ich war aufs tiefste erregt; mein Führer glaubte an Zauberei. Auch die Maultiere waren wie wirr. Eine Weile standen sie mit gespitzten Ohren und geblähten Nüstern, dann stieß das eine einen Laut aus, der wie schmetternder Trompetenton durch den Wald klang. Die Papageien wurden dadurch so erschreckt, daß sie plötzlich ihren Gesang unterbrachen und sich in dichten Scharen erhoben, um davonzufliegen.

Nur ein Tier blieb zurück; es war dasjenige, welches intoniert hatte; aber sein Bleiben war kein freiwilliges. In offenbarer Angst flatterte es auf dem Zweige, wo es saß, hin und her. Ich sprang hinzu, und nun löste sich das Rätsel des gehörten Quartetts. Es war der Papagei meines verunglückten Freundes. Er hatte noch die Kette am Fuß und sich mit dieser in dem Ast verschlungen, so daß er nicht fort und ich ihn greifen konnte. Wahrscheinlich war er bei dem Bergsturze entkommen und hatte nach dem Verlust seines Herrn die alte Waldesheimat aufgesucht. Dort muß er dann in seiner außerordentlichen Vorliebe für Musik, seinen Kameraden jenes Lied vierstimmig eingeübt haben.... Sie werden mir zugeben, meine Herrn, daß dies für einen Vogel alles Mögliche ist, und wenn ich nicht alles erlebt hätte, würde ich es selbst kaum glauben."

Eine tapfere That.

Ein furchtbarer Brand hatte im Jahre 1766 mehrere Häuser einer größeren Stadt ergriffen. Derselbe verbreitete sich um so schneller und loderte um so heftiger empor, als jene Häuser sehr armselig und fast ganz aus Holz gebaut waren. Dazu entfachte noch ein starker Wind die Kraft des Feuers; die Flammen schlugen aus den Dächern, alle Balken brannten, und da schon mehrere Giebel in das Glutmeer gestürzt waren, so fürchtete man einen allgemeinen, baldigen, Zusammenbruch. Die Spritzen nützten nichts, wie sehr sie auch arbeiteten, und niemand wagte sich mehr in die Nähe dieser dräuenden Mauern.

Inmitten des Geschreis einer aufgeregten Menge zog eine schmerzbewegte Frau durch ihr erregendes Gebahren aller Augen auf sich; es war eine Mutter. Die Unglückliche, deren Antlitz von Thränen überströmt wurde, sah, wie die wütenden Flammen sich einer Kammer im vierten Stockwerk näherten, in welcher sie, durch Schrecken und Aufregung verwirrt, zwei Kinder in ihren Betten zurückgelassen hatte. Auf den Knieen liegnd, die Hände zum Himmel erhoben, den Tod im Herzen tragend, die Augen auf die Flammen geheftet — welche unaufhörlich um sich griffen und die Unglückliche fast mit ihrem heißen Atem versengten — bezeichnete sie die Stelle, wo ihre Kleinen lagen, flehte um Hilfe und — erweckte nur das nutzlose Mitleid der umherstehenden Menschen.

Da stürzten zwei Brüder — zwei Grenadiere eines Infanterieregiments, das in jenem Städtchen vorübergehend in Garnison lag, über brennende Balken nach der Kammer hin, in der sich die bedrohten Kinder befanden. Plötzlich verschwanden die beiden Männer in den emporwirbelnden Rauchwolken, und kam waren sie in die Kammer eingetreten, als auch schon die Hälfte des Hauses laut krachend zusammenbrach.

Doch plötzlich erschienen die beiden tapferen Brüder wieder.

Ihre Kleider waren halb verbrannt, ihre Haare versengt bis auf die Wurzeln.

Doch jeder derselben trug ein Kind in seinen Armen und reichte es der Mutter, die bei dem Anblick ihrer noch unversehrten Lieblinge ihre Kräfte schnell wieder gewann, während die Zuschauer Rufe der Bewunderung ausstießen und der Rest des Gebäudes, eine gewaltige Feuersäule emporwirbelnd, voll in sich zusammenstürzte.

Briefmarkensammler wird es interessiren, daß die Ausgabe neuer deutschländischer Briefmarken in den Nennwerthen von 40, 80 Pf., 1, 2, 3 und 5 Mark bereits nahe bevorsteht. Die deutsche Geschäftswelt hatte schon lange wegen der Anfertigung derartiger Werthzeichen, die namentlich für auswärtige Briefschaften sehr erwünscht waren, beim Reichspostamte Vorstellungen gemacht, doch wurde früher stets die Bedürfnißfrage verneint. Ihre jetzt erfolgte Anerkennung ist auf Anregung des Staatssekretärs v. Podbielski zurückzuführen. Die Form der 40- und 80-Pfennig-Marken dürfte der auf den bereits vorhandenen in den Nennwerthen von 3, 5, 10, 20, 25, 30 (Rohrpostbriefe) und 50 Pfennig entsprechen, dagegen ist für höhere Werthe von 1, 2, 3 und 5 Mark eine breitere Form und künstlerische Ausstattung (ähnlich der der amerikanischen Columbus-Briefmarken) in Aussicht genommen.